

Die Türkensiedlung¹

Ömer Alkin, Düsseldorf

Im Romandebüt des Religionssoziologen Rauf Ceylan geht es nicht weniger als um die literarische Errettung einer Welt, die bis dato in der deutschsprachigen Literatur nur wenig Sichtbarkeit erfuhr: eine deutsch-türkische Kindheit in den Migranten-Ghettos der 1980er.

In ihr liegen Grausamkeiten, Schönheiten, Kuriositäten, Träume und Phantasie, Phantasma und Traumata dicht beieinander. In einer türkischen migrantischen Kindheit der 1980er rücken diese Erfahrungsqualitäten noch viel enger zusammen. So wie die unterschiedlichsten Menschen in der „Türkensiedlung“ es zu der Zeit tun.

Den Aufmacher für die Erinnerungen an diese Kindheit bietet die Suche des deutsch-türkischen Studenten Ilyas nach seinem besten Freund. In der Nacht zuvor erhält er einen Anruf von dessen Mutter: Alpay sei seit Tagen nicht heimgekehrt. Ilyas weiß, dass nur ein Besuch ihrer alten „Türkensiedlung“ ihn zu seinem Freund führen kann. So macht er sich auf den Weg in ihr altes Ghetto, während der Leser zahlreiche Einblicke in diese deutsch-türkische Ghetto-Kindheit des Protagonisten erhält.

Die mit genauen Beobachtungen und Witz angereicherten Kindheitserinnerungen werden dem Leser zu Beginn der Geschichte in relativ kurzen Texten und in einem schnellen Tempo regelrecht entgegengeschleudert. Doch was sich in ihnen offenbart, ist ein Bereich, der selten bis kaum Bestandteil einer erzählten Erfahrungswelt in Deutschland gewesen ist. In dieser Perspektive ist allein schon das Anliegen des Buches als interkultureller Beitrag zu werten: der im Verschwinden begriffenen oder schon verschwundenen Interkultur der Migranten zweiter Generation der 1980er ein kleines literarisches Erinnerungsarchiv zu widmen.

Die Welt der Zigeunersiedlung wird uns in Erinnerungen aus der Erwachsenen-Sicht erzählt. In dieser Siedlung ist kein Platz für eine Perspektive, die sich nur auf Betroffenheit oder auf eine migrantische deutsch-türkische Mischkultur reduziert. Vielmehr zeigt sich die Welt der türkischen Migranten in den Kindheitserlebnissen als ein sich durchdringender transkultureller und seinen eigenen inneren Gesetzen gehorchender „Mikrokosmos“. Entstehen lässt ihn Ceylan durch die Mischung von persönlichen Erfahrungen, soziopolitischer Kritik und Kulturbeschreibung.

Die Erinnerungen an diese ganz besondere Phase deutsch-türkischer Migrationsgeschichte sind weniger als soziorealistische Beschreibung oder als verträumter literarisch-poetischer Schleier zu verstehen. Das zeigt sich schon in der eher jugendlich-sachlichen Sprache des Protagonisten. Vielmehr liest sich der Text als eine

¹ Ceylan, Rauf (2015): *Die Türkensiedlung*. Leipzig: Engelsdorfer Verlag, 268 S.

nüchterne Nostalgie, in dem die beschriebenen kuriosen und typisierten Figuren und Geschehnisse die Bezugspunkte bilden. In diesem gemeinsamen Referenzpunkt ‚Kindheit‘ bietet sich dem Leser so ein Zugang zu einer Welt, die man sonst nur aus repräsentativen Darstellungen der Migrantenkultur kennt: aus Tatorts, Ehrenmordliteratur oder eher schlechten, denn rechten deutsch-türkischen Ethno-Comedies der letzten Jahre.

In dem Kapitel „Der Pass“ zeigt Ceylan beispielsweise ganz im „Der Hauptmann von Köpenick“-schen Sinne das schwierige Verhältnis der türkischen Migranten zu diesem Schriftstück, das ihre Identität definiert und auch über „Leben und Tod“ eines jeden Migranten entscheidet. Gerade umso ärgerlicher, dass dessen Existenz von dem türkischen Konsulat abhängt. Ein Ort übrigens, vor dem der Vater aus Ehrfurcht sich bewegte „als hätte er einen Hexenschuss“.

Das Kapitel „Der Koreaner“ erzählt eine migrantische Mediengeschichte. Der einzige Telefonbesitzer der Siedlung, ein vormals in Korea stationierter deutsch-türkischer Migrant, musste jedes Mal im Pyjama und zu später Stunde zu den türkischen Wohnungen hetzen. Denn ankommende Anrufe aus der türkischen Heimat konnten nur bei ihm entgegengenommen werden, hatte er als einziger daheim ein Telefon.

In diesen kurzen Texten geht es nicht um literarische oder psychologische Tiefe, sondern um eine aneinandergereihte Darstellung der Vielfalt migrantischen Lebens. In einem solchen Sinne bereichert Ceylans Roman das Feld der deutsch-türkischen Migrantenkultur: mit mal mehr, mal weniger ausführlichen Beobachtungen von spezifischen Praktiken, Zeichen, Dingen, Ereignissen dieser Siedlung der 1980er. Damit setzt Ceylan zu Beginn des Romans auf erfreulich lockere Art – jenseits einer ermüdenden Integrationsperspektive – auf die Hervorhebung sozialer und kulturhistorischer Besonderheiten seiner „Türkensiedlung“. Im Übrigen heißt diese eigentlich „Zigeunersiedlung“, weil „[m]an [...] sich für ein Viertel immer eine Minderheit – entweder wohlhabend oder eben absolute Außenseiter – sucht, die dann stellvertretend für das ganze Wohngebiet steht.“ In dieser repräsentationskritischen Beobachtung zeigt sich ein bescheidener soziologischer Gestus, der immer wieder an der einen oder anderen Stelle des Romans Mal mehr Mal minder aufschimmert.

Die erste Hälfte des Buches widmet sich damit einer phantasiereichen und nostalgischen Enthebung einer türkisch-migrantischen Kindheit. In einer mit Kuriositäten und Besonderheiten besetzten Welt wird diese durch scharfe Vergleiche (die elterlichen Erziehungsmethoden werden als „Karate“ bezeichnet) und Wissen zur westlichen sowie türkischen Populärkultur humoristisch perspektiviert.

Mit zunehmendem Verlauf des Romans tritt dann Ilyas‘ Suche nach seinem Idol und bestem Freund Alpay in den Vordergrund. Was Ceylan in der Beschreibung der Kindheit und des Viertels zurücknahm, kommt in der mit Ruhe erzählten Haupthandlung zum Zug: nämlich eine Soziokritik der deutschen schul- und integrationspolitischen Desaster der Zeit.

Die Soziokritik ist in den unterschiedlichen Gesprächen von Ilyas mit den Menschen der Siedlung angelegt. Nach der stückweisen Neubesiedlung durch Polen und deren späterem Wegzug ist die Zigeunersiedlung letztlich zur „Geisterstadt“ mutiert.

Dort spricht Ilyas mit dem Imam, dem ehemaligen Sozialarbeiter des Jugendzentrums, einer alten Freundin aus der Siedlung und einem entfernten Freund aus der Zeit. Mal ist es das Schicksal dieser Charaktere und mal das, was sie über Alpay erzählen, was die immer größer werdende Kluft zwischen dem sozialen Aufsteiger Ilyas und seiner früheren Lebenswelt verdeutlicht. In den Gesprächen wird die Diskrepanz der gelebten kindlichen Welt und dem „endlichen Stern“ der „Türkensiedlung“ vor Augen geführt.

Während sich Ilyas hier und in den Erinnerungen selbst als wenig kreativer, aber mit Verstand und Glück gesegnetes Kind und Mann skizziert, bildet sein Freund Alpay das phantasievolle, gut aussehende, mit allerlei Talenten bespickte und geistreiche, aber auch mit einem tragischen Schicksal konfrontierte Gegenbild zu ihm. An dem Schicksal Alpays und der Beziehung zu Ilyas zeigt uns Ceylan dann, dass eine erträgliche Existenz für viele in Deutschland zwar auch eine Frage der Umstände, des Schicksals ist – aber und gerade auch immer eine Frage der gerechten und gleichberechtigten Chancen, die in Deutschland der 1980er einer großen Zahl von Menschen insbesondere aus sozial schwachen Zusammenhängen nicht gegeben waren. In dem berührenden und rasch zum Ende der Handlung führenden Ende der Coming-of-Age-Erinnerungsgeschichte verbleibt das Gefühl, dass dieser pädagogische Gestus etwas zu vordringlich war. Was Ceylans Buch von der Betroffenheitsliteratur der 1980er Jahre allerdings unterscheidet, ist die gelebte Distanz des Autors zur Lebenswelt der Migranten: durch die Linse einer Kindheit, durch das ein um 30 Jahre interkulturelles Wissen und Sinn für Selbstironie reicher gewordenen Autorenauge blickt.

Schließt man das Buch nach dem wehmütigen Ende und sieht sich kurz vor Umklappen das Inhaltsverzeichnis mit den vielen gewählten Überschriften an, wie „Weihnachten versus Ramadan“, „La cuisine Turque“ oder „Monopoly Millionäre“, regeneriert sich die Lust danach, in der Lektüre über die Zigeunersiedlung die beschriebene Kindheit in der Vorstellung wieder aufleben zu lassen. Oder wie es der Protagonist Ilyas ausdrückt: „Nostalgie ist die Erinnerung an die Vergangenheit, wie sie niemals war.“ Das kann ich so für mich nicht bestätigen, schon gar nicht, wenn ich auf die Kindheit in unserem Viertel zurückblicke.“

